



## Artikel

des Bayerischen Staatsministers für Unterricht und Kultus, Dr. Ludwig Spaenle,  
für die Festschrift „450 Jahre Wilhelmsgymnasium – Alphabet der Schule“:

### „Humanistisches Gymnasium“

---

So altherwürdig die Tradition des „humanistischen Gymnasiums“ ist, so vergleichsweise jung ist sein Name: 1784 tauchte in Deutschland erstmals das Adjektiv „humanistisch“ auf. 24 Jahre später prägte der Philosoph und Theologe Friedrich Immanuel Niethammer, ein Freund Schillers und Hegels, als bayerischer Zentralschulrat den Begriff „Humanismus“. Auch in diesem Fall gilt: *nomen est omen* – oder vielmehr: Der Begriff ist Programm. Denn die Wortneuschöpfung steht in enger Verbindung mit der Reform der höheren Bildung durch Wilhelm von Humboldt. Dieser formte die herkömmlichen Lateinschulen des Mittelalters und die konfessionellen und poetischen Gymnasien der frühen Neuzeit zu Zentren einer durchaus modernen Bildungsidee um: Anhand von möglichst wenigen, aber intensiv betriebenen Schlüsselfächern sollte möglichst viel Weltwissen erfasst und umfassende Bildung vermittelt werden.

Einst die einzige Schulform, die in Deutschland zur allgemeinen Hochschulreife führte, erhält das humanistische Gymnasium auch heute noch sein unverwechselbares Profil von den beiden klassischen Sprachen, die an ihm gelehrt werden. Über 4.000 Schülerinnen und Schüler sind es, die im Schuljahr 2008/09 an über 50 bayerischen humanistischen Gymnasien die Sprache Platons und Sokrates' erlernen. Bayern, und das sage ich mit Stolz, hat damit im Vergleich zu den anderen Bundesländern die meisten Griechischschüler! Für mich bedeutet dies auch die Verpflichtung, die Tradition sorgsam zu pflegen, die in der bayerischen Geschichte mit ihrem ausgeprägten Philhellenentum und ihrem am griechischen Vorbild ausgerichteten Klassizismus fest verankert ist. Denn anders als in der Vergangenheit kann Altgriechisch im Konzert der gymnasialen Fremdsprachen nicht ohne Weiteres seine Position behaupten, da der anspruchsvolle Zugang zu den großartigen Leistungen der hellenischen Kultur über die Originaltexte relativ selten gewählt wird. Daher freue ich mich besonders, dass die vier rein humanistischen Gymnasien in Bayern, zu denen auch das Münchner Wilhelmsgymnasium gehört, in den letzten Jahren einen nicht erwarteten Aufschwung erlebt haben! Ein gewichtiger Grund hierfür liegt sicherlich in der ausgezeichneten Arbeit, die an den humanistischen Gymnasien – und hier nicht nur im Bereich der alten Sprachen – geleistet wird. Beleg dafür sind auch die herausragenden Ergebnisse bei der Gesamtauswertung der zentralen Leistungstests in den weiteren Kernkompetenzfächern Deutsch, Mathematik und Englisch: Unter den 25 besten Gymnasien Bayerns sind mehr als die Hälfte humanistisch! Doch humanistische Bildung begnügt sich nicht mit einem Spitzenplatz beim Fächerranking: Sie ist umfassend, ja ganzheitlich angelegt.

„*Alle Menschen streben von Natur aus nach Wissen.*“ Mit dieser programmatischen Feststellung hat Aristoteles zu Beginn seiner „Metaphysik“ Bildung als ein elementares menschliches Bedürfnis und als Bedingung für ein sinnerfülltes Dasein beschrieben. Bildung weitet den begrenzten Horizont des Selbsterlebten und der eigenen Erfahrungswelt. Sie „führt hinaus“ – *educat* – in Raum und Zeit und lenkt den Blick auf Neues, Anderes und Fremdes in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dank seiner Sprache, seines Verstandes und seiner Bildung kann der Mensch als *animal rationale* das spezifisch Menschliche vervollkommen und zu

einem *homo eruditus atque humanus* werden, der sich nicht nur um das tägliche Überleben sorgt, sondern ebenso seine geistigen Anlagen umfänglich ausformt. Durch Bildung kann er sich auch zu einem sozialen und kulturellen Wesen entwickeln.

Die ihnen anvertrauten Schülerinnen und Schüler in ihrer persönlichen Entwicklung voranzubringen und sie zu verantwortungsfreudigen, reifen Persönlichkeiten heranzubilden, sie auf Arbeitswelt und Gesellschaft vorzubereiten und ihnen ein solides Gerüst an Werten mit auf den Lebensweg zu geben: Dieser Aufgabe müssen sich heute alle Schulen stellen. Das Gymnasium sieht sich dabei in einer besonderen Verantwortung. Denn die moderne Welt wird mehr denn je von immer kurzatmigerer Veränderung und Spezialisierung geprägt. Sie ist eine Expertenwelt geworden, in der kein platonischer, aristotelischer oder leibnizscher Universalismus mehr herrscht, sondern der Einzelne als Spezialist auf immer kleineren Gebieten immer mehr zu wissen hat – und dabei den Überblick zu verlieren droht.

In dieser Situation ist es die zentrale Aufgabe des Gymnasiums, eben nicht nur Wissen, sondern eine „höhere Bildung“ und damit Orientierung in der Wissensgesellschaft zu vermitteln. Der Tendenz zur Oberflächlichkeit unserer Gesellschaft mit ihrer Verabsolutierung des jeweils Aktuellen und der immer enger werdenden Symbiose von Bildschirm und Kopf müssen bewährte Bildungsbestände, fundamentales fachliches Wissen und die Erziehung zu einer reifen Persönlichkeit entgegengestellt werden. Das Gymnasium muss dabei, wie Roman Herzog es formuliert hat, „den Primat des Geistes vor der Materie, des Kulturellen vor dem Ökonomischen, des Menschen vor der Gesellschaft bezeugen“. Hier kommt humanistische Bildung, kommt das humanistische Gymnasium ganz wesentlich mit zum Tragen. Denn unsere Gegenwart ist ja durchwoben von Formen des Vergangenen und Antizipationen des Zukünftigen. „Die Balance zwischen zeitgemäßen und scheinbar unzeitgemäßen Elementen des Lernens“, so der Philosoph Jürgen Mittelstraß, „ist daher ein entscheidendes Moment einer guten Schule und einer lernenden Gesellschaft.“ Das humanistische Gymnasium ist deshalb auch nicht etwa ein zeitentrücktes Gegenbild zur modernen Welt: Es ist ein Wegweiser zu theoretischem Wissen und ein Ort fundamentaler sprachlich-literarischer Bildung – und Latein, die Basissprache Europas, sowie das Griechische haben daran entscheidenden Anteil.

Wie so oft empfiehlt es sich auch hier, bei der Profilbestimmung des humanistischen Gymnasiums *ad fontes* zurückzugehen und manche der späteren neuhumanistischen Bildungstheoretiker hinter sich zu lassen, kurz: auf die klassische Antike zurückzugreifen. Sie hat zu den Grundlagen Europas beigetragen, stiftet eine gemeinsame Identität auf unserem Kontinent und liefert mit ihren verschiedenen Denkschulen Schlüssel zur Geistesgeschichte und den Theorien neuerer Zeit. Drei Hügel sind es, auf denen das Abendland gebaut ist: die Akropolis von Athen, das Kapitol von Rom und Golgatha. Griechisch-römische und jüdisch-christliche Traditionen machen das kulturelle Erbe Europas aus. Dieses den Schülern nahezubringen, ist eine zentrale Aufgabe des humanistischen Gymnasiums! Wer dabei die Texte in der Originalsprache lesen kann, hat den unschätzbaren Vorteil eines tieferen, weil nicht durch Übersetzungen gebrochenen Verständnisses der Dichter und Denker, die eine fast 3000-jährige literarische Tradition begründeten. „Wir alle sind, was wir gelesen haben.“ Dieses Motto hat Golo Mann einem Band seiner Essays vorangestellt – und dieser Leitsatz ist auch auf schulische Bildung übertragbar: Die Texte, die am humanistischen Gymnasium gelesen werden, können so zu den Medien der Beheimatung in der eigenen kulturellen Herkunft werden. Denn in diesen Texten lassen sich wesentliche Elemente in ihrer Ursprungsklarheit festmachen, die das geistige Profil der Welt, in der wir leben, prägen: politisches Denken und Demokratieverständnis, Individualismus, Rationalismus und Aufklärung, ästhetisches und historisches Bewusstsein sowie die Reflexion über Werte und Moral. Somit eröffnet uns die Beschäftigung mit den Wurzeln der abendländischen Zivilisation die Chance zur Reflexion der gegenwärtigen Gesellschaft.

„Die Verfassung heißt Demokratie, weil der Staat nicht auf wenige Bürger, sondern auf die Mehrheit ausgerichtet ist“, so lässt der Historiker Thukydides den Staatsmann Perikles die Vorzüge seiner Heimatstadt Athen preisen. Erstmals in der Weltgeschichte wurde im Athen des 5. vorchristlichen Jahrhunderts der aufregende Versuch gewagt, einen Großteil der Bürger in die Politik miteinzubinden. Als „Nadelöhr auf dem Weg zum neuzeitlichen Europa“ hat Christian Meier dies bezeichnet und die „griechische als die politische unter den Weltkulturen“ definiert. Platon hat die Gesetze einmal den „Herrn über die Regierenden“ genannt und umgekehrt die Regierenden „Diener der Gesetze“. Ein zukunftssträchtiges Bild: Zwei Jahrtausende später ist das lateinische Wort *minister*, „Diener“, in Europa tatsächlich zum Titel der Regierenden geworden – und Demokratie und Rechtsstaatlichkeit gehören zum europäischen Selbstverständnis. Bereits im demokratischen Athen des fünften vorchristlichen Jahrhunderts reflektierte man auch die Gefahr eines Staates, der die Bürger zur Gänze für sich vereinnahmt. Am mythischen Gegenbild zum demokratischen Athen, dem monarchisch regierten Theben zu Zeiten König Kreons, führt Sophokles seinen Mitbürgern vor Augen, welche Bedrohung ein sich selbst und den Staat verabsolutierender Herrscher heraufbeschwören kann. Dann ist es Recht und Pflicht des Einzelnen, Widerstand zu leisten: Sophokles hat diese Forderung in der Gestalt des jungen Mädchens Antigone auf die Bühne gebracht. Nicht nur die zahlreichen Bearbeitungen, die der Stoff bis hin zu Anouilh und Brecht erfahren hat, sondern gerade auch der Blick auf die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts bezeugen: Antigone altert nicht! Gleichzeitig lotet der Dichter Sophokles im ersten Ständlied des Chores in der gleichnamigen Tragödie die Möglichkeiten des Menschen aus, den er mit dem Superlativ *deinótaton* charakterisiert: Das eigentlich unübersetzbare *deinós* bedeutet in etwa „gewaltig, ungeheuer, zum Fürchten“. „Gewaltig“ ist der Mensch in seinen – auch technischen – Möglichkeiten, „ungeheuer“, da er diese zum Guten wie zum Bösen einsetzen kann. Dabei ist dem Tragödiendichter klar: Der Mensch ist für sein Handeln voll verantwortlich, seine Stellung in der Gemeinschaft bestimmt sich durch sein richtiges oder falsches Handeln. Eine knappere, kunstvollere und treffendere Anthropologie ist kaum vorstellbar!

Die Wertschätzung für das Individuum war dabei weder Einzelfall noch Zufall. „Die Entdeckung des Individuums“ – damit kann eine Entwicklung überschrieben werden, die die Schülerinnen und Schüler des humanistischen Gymnasiums von der frühgriechischen Lyrik, vor allem bei der Dichterin Sappho, bis zu den großen Werken der Tragiker Aischylos, Sophokles und Euripides sowie der Philosophen Platon und Aristoteles miterleben können. Auch in den Werken der bildenden Kunst ist dieser Individualismus wiederzufinden – und das in größter ästhetischer Vollendung. Gerade in Bayern und seiner Metropole, dem Isar-Athen Ludwigs I., bieten sich zahlreiche Möglichkeiten, dies mit eigenen Augen bestaunen und so „auf klassis(zisti)schem Boden begeistert“ sein zu können. Ohne die enormen Impulse der griechischen Aufklärung hätte es eine solch zentrale Bedeutung des Individuums im klassischen Athen nicht gegeben. Die Lösung aus einem mythischen Weltbild und einer den Einzelnen sozial eng einbindenden Gesellschaft wäre ohne die befreienden und oft provozierenden Gedanken eines Xenophanes und Kritias – beide in gewisser Weise auch Vorläufer von Feuerbachs Religionskritik –, eines Protagoras („*Aller Dinge Maß ist der Mensch*“) und eines Gorgias nicht vorstellbar gewesen. Anhand von Originaltexten aus den Werken dieser antiken Geistes-Revolutionäre lernen die Schülerinnen und Schüler den Ursprung des aufklärerischen Imperativs „*Sapere aude!*“ kennen, der den Weg bis ins 18. Jahrhundert und zu Kant weist. Rationalismus und Skeptizismus des alten Europa haben hier ihren Anfang genommen. Im Bereich der Wissenschaft hat diese Haltung zum Bewusstsein für wissenschaftliche Methodik und logische Analyse geführt: Hippokrates führte die Ursprünge von Krankheiten nicht mehr nur auf göttliches Wirken und das Schicksal zurück, sondern auch auf Umwelteinflüsse und Ernährungsgewohnheiten, die der Mensch selbst beeinflussen kann. Thukydides fügt in sein Geschichtswerk über den Peloponnesischen Krieg Reflexionen über die angewandte historische Methode ein und erschließt als tiefsten Kriegsgrund das Streben der beiden damaligen

griechischen Großmächte Athen und Sparta nach Macht: *philotimía* und *pleonexía* – „der unbändige Drang des Einzelnen nach höherem Ansehen und größerem Besitz“. Kein hoffnungsfrohes, aber ein realistisches Resümee, wenn man die Weltgeschichte der letzten knapp 2500 Jahre seit Thukydides bis hin zur aktuellen Finanzkrise Revue passieren lässt.

Die von Thukydides ausführlich geschilderten krisenhaften Entwicklungen gepaart mit der kriegsbedingten Auflösung fest gefügter gesellschaftlicher Strukturen waren den Griechen der klassischen Zeit ebenso vertraut wie uns. Vor einem derartigen Hintergrund bedurfte und bedarf es einer individuellen Ethik und Moral, um die von den griechischen Philosophen immer wieder gestellte Frage, wie man „gut“ und „richtig“ lebt, wie ein glückliches Leben gelingen kann, für sich zu beantworten. Sieht man von den Antworten ab, die die Religionen geben, so ist sicherlich die Maxime des Sokrates die bedeutendste und vielleicht auch unbequemste: *ho anexétastos bíos ou biotós* – „Das ungeprüfte Leben ist nicht lebenswert.“ Im Umkehrschluss bedeutet das soviel wie: „Reflektiere ständig über dein Handeln und die es bestimmenden Wertmaßstäbe!“ Das ist zweifellos un bequem für einen selbst, un bequem aber auch für die Mitbürger, denen Sokrates mit Fragen wie „Was ist Gerechtigkeit?“ oder „Was ist Frömmigkeit?“ lästig fiel oder die er mit seinen Ansichten wie „Unrecht erleiden ist besser als Unrecht tun“ provozierte. Im Gespräch destruierte er regelmäßig das Scheinwissen der Gesprächspartner und begründete sein eigenes Ideengerüst zu Ethik und Moral. Platon hat uns darüber berichtet – und über Sokrates' Ende, einen beeindruckenden Justizirrtum mit tödlichem Ausgang. Platon war es auch, der in seinen Werken ein philosophisches System anregte, das den britischen Philosophen und Mathematiker Alfred North Whitehead zu der Aussage veranlassete, die europäische Tradition der Philosophie bestehe nur aus „a series of footnotes to Plato“. In der Tat: Sowohl in staatsphilosophischer als auch in individualethischer Hinsicht kann die Wirkung der platonischen Lehren über das Wahre, Gute und Schöne auf die abendländische Geistesgeschichte kaum überschätzt werden. Nahezu alle Philosophen, zumindest bis ins 18. und 19. Jahrhundert hinein, setzten sich mit seiner Staatsphilosophie, mit seiner Ideenlehre oder den von ihm benannten ethisch-moralischen Kardinaltugenden auseinander. Die Lehren der von ihm begründeten Akademie, die die gesamte Antike überdauerte und erst 529 n. Chr. geschlossen wurde, des Peripatos, der Schule des Aristoteles, und die Epikurs und der Stoa bestimmten nicht nur die griechische und römische Geistesgeschichte, sondern beeinflussten auch die christliche Theologie und waren bis weit in die Neuzeit Autoritäten, mit denen sich jeder Gebildete auseinanderzusetzen hatte. Keiner hat diesen geistigen Kosmos der Antike eindrucksvoller gestaltet als Raffael in seinem großartigen Gemälde „Die Schule von Athen“.

Bei Aristoteles ist uns ein Bereich der Antike gut greifbar, der in der Vergangenheit – auch am humanistischen Gymnasium – leider zu oft und zu Unrecht in den Hintergrund trat: Der Bereich der Naturwissenschaft. Aristoteles sammelte nahezu alles von Verfassungstexten bis hin zu Schmetterlingen, um Material für seine wissenschaftlichen Studien zu haben. Die Naturwissenschaft war für den Schüler Platons so wie die Mathematik für seinen Lehrer Grundlage seiner Studien. „*Medeís ageométretois eisíto*“ – „Kein der Mathematik Unkundiger soll da hineingehen!“ war am Eingang der Platonischen Akademie im alten Athen zu lesen! Für Pythagoras war „alles Zahl“, und bis heute kann wissenschaftliche Erkenntnis mit dem archimedischen „Heureka!“ kommentiert werden. Überhaupt: Den großen Denkern der Antike, beginnend bei den sogenannten Vorsokratikern, bei Thales, Anaximenes und Anaxagoras, die in gewagten Theorien zu erklären versuchten, was „die Welt im Innersten zusammenhält“, über die „Atomisten“ Demokrit und Leukipp, die kleinste „unteilbare“ Teilchen als Ursprung der Natur ansetzten, bis hin zum Universalgelehrten Aristoteles, der alle Bereiche der Welt erschloss – ihnen allen war die heutige Trennung von Natur- und Geisteswissenschaft fremd. Hier gilt es, im Gymnasium wie an der Universität, Brücken zu schlagen, da Naturwissenschaftler und Geisteswissenschaftler einander zum umfassenden Verständnis hochkomplexer Zusammenhänge brauchen. Der Physiker und Nobelpreisträger Werner Heisenberg kommen-

tierte seine Lektüre des platonischen „Timaios“ mit den Worten: „*Schon da entstand in mir die Überzeugung, dass man kaum moderne Atomphysik treiben könne, ohne die griechische Naturphilosophie zu kennen.*“ Gemeinsam war all den antiken und den in ihrer Tradition stehenden Forschern die Lust an der Forschung und an der Erkenntnis um ihrer selbst willen. Griechische „*theorie*“ bedeutete und bedeutet, staunend zu beobachten und zu reflektieren – eine erkenntnisfreudige Einstellung, die auch für jede Gymnasiastin und jeden Gymnasiasten charakteristisch sein sollte, nicht nur am humanistischen Gymnasium.

Zu lesen und das Gelesene „*theoretisch*“ zu reflektieren, also zu interpretieren, ist die entsprechende Methode, die es bei der Lektüre anzuwenden gilt. Auch wenn im Unterricht nur noch ein kleiner Teil in der Originalsprache gelesen werden kann, so erschließt diese Originallektüre den Schülern einen noch intensiveren und lebendigeren Zugang zu den großen literarischen Werken – das ist etwas, was das humanistische Gymnasium in hervorragender Weise zu bieten hat! An erster Stelle ist hier Homer zu nennen: 10 Jahre dauerte der Krieg um Troja, 10 weitere brauchte Odysseus, um in sein Ithaka zurückzukehren, aber die „*Ilias*“ mit ihren rund 16.000 Versen beschreibt nur 51 Tage, die „*Odyssee*“ mit ihren etwa 12.000 Versen nur 40 Tage. Dennoch sind die 20 Jahre fast in jeder Zeile präsent! Weiter bei Hesiod und Herodot: Der erste ordnete in seiner „*Theogonie*“ den griechischen Götterhimmel und schuf mit seinen „*Werken und Tagen*“ das erste europäische Lehrgedicht, der zweite, von Cicero als *pater historiae* bezeichnet, beschrieb den großen Konflikt zwischen West und Ost im 5. Jahrhundert vor Christus, die Perserkriege, mitsamt seiner langen Vorgeschichte. Dann die Tragiker: In den letzten Jahrzehnten werden auf den Bühnen der Welt Aischylos, Sophokles und Euripides wieder verstärkt gespielt. Und zuletzt: Auch die ersten europäischen Romane stammen von Griechen, einer davon, Longos’ „*Daphnis und Chloe*“, wurde sogar Goethes „*Liebling*“ („*Man tut wohl, es alle Jahr einmal zu lesen*“). Jacqueline Worms de Romilly, französische Philologin und Mitglied der Académie Française, hat die Bedeutung der antiken Literatur schließlich so auf den Punkt gebracht: „*Griechenland und später Rom haben der Welt die literarischen Kunstformen geschenkt, von denen wir noch heute leben und die noch immer unsere Art und Weise des Denkens und Empfindens prägen. Die Schriftsteller der verschiedenen Nationen Europas haben diese Traditionen auf ihre Weise übernommen. Die Tragödie, die politische Geschichte, die Kunst der Debatte und die auf der geregelten Auseinandersetzung beruhende Philosophie – das alles ist in Europa entstanden und bildet ein gemeinschaftliches Erbe.*“

Insofern führen diese Texte, diese Autoren und diese Art von Bildung zu Recht das Attribut des „*Klassischen*“! Denn das Beständige, das Überdauernde, das Bleibende ist hier als Qualitätskriterium anzulegen. Die klassische Bildung kann auch in Zukunft den Schülerinnen und Schülern das „*innere Geländer*“ (Hannah Arendt) bieten, das sie in der modernen Gesellschaft brauchen. Ein Gymnasium, das diese Art von Bildung vermitteln kann, ist kein Auslaufmodell – es kann eine Vorreiterrolle in der Bildungslandschaft einnehmen!

Daher wünsche ich dem humanistischen Gymnasium in Bayern und insbesondere „*meinem*“ Wilhelmsgymnasium:

*vivat, crescat, floreat!*

München, im Juni 2009

Dr. Ludwig Spaenle  
Bayerischer Staatsminister  
für Unterricht und Kultus